

# Mia Rudolph

## 2. Platz – Prosa Jugendliche

### Tsunami

Die Wellen haben uns nie gestört. Sie kommen und sie gehen, ein stetiges Vor und Zurück, ein kurzer Besuch alter Freunde. Doch jetzt, jetzt haben sie sich gegen uns gewandt. Das Tosen, die Schreie, das Krachen splitternder Fenster, Wände, Mauern ...

Ich drücke mich in den Ledersitz und kneife die Augen zusammen. Immer, wenn ich Angst hatte oder gestresst war oder mir wünschte, im Erdboden versinken zu können – also so ziemlich täglich – habe ich mir vorgestellt, alleine am Strand zu sein. Die kleine, windgeschützte Bucht hinter dem Hotel meiner Familie war mein Zufluchtsort geworden, besonders, wenn nicht Sommer war und die meisten Touristen zu Hause oder in den Bergen waren.

Doch wenn ich jetzt an die Bucht denke, dann sehe ich keine kleinen gelben Muscheln, spüre keinen Sonnenschein im Gesicht und keinen warmen Sand unter meinen Fingerkuppen. Ich sehe Wassermassen, so gigantisch, als wollten sie die ganze Welt verschlingen. Ich spüre eine kleine Hand, die sich schmerzhaft in meinen Arm krallt, keuche bei der Erinnerung an den Weg zum Dach. *Ein Wettrennen gegen die Zeit*. Ich hatte über diesen Ausdruck immer gelacht. Die Zeit läuft ganz gewöhnlich weiter; egal, was wir tun, egal, was wir uns wünschen, wir können sie nie überholen.

Aber in diesem Moment hat es sich angefühlt, als stürme ich durch Treibsand, als würde ich mir tatsächlich gegen alle Vernunft ein Wettrennen gegen die Zeit liefern. Eines, in dem sie mit jedem erdenklichen dreckigen Trick arbeitet, mich am T-Shirt zurück reisst, mich stösst und schubst. Ich war so sicher, dass wir verlieren würden. Immer und immer wieder. Als diese fremde Frau Lisbeth fast umgerannt hätte; als Mama auf der Treppe stürzte; als ich beinahe über das Geländer gerammt wurde. Im Rückblick hätte die Zeit mich wohl kaum zu behindern gebraucht, das tat die Mischung von Panik und Menschenmengen schon selbst. Und jedes verdammte Mal, wenn ich an einem Fenster vorbeikam und diese zerstörerische Unaufhaltsamkeit gesehen hab, dachte ich, es wäre doch sowieso alles hoffnungslos. Wie wollen wir winzig kleinen Menschen schon einer derart zornigen Natur entgentreten?

Als ich noch ein kleines Kind war, hatte ich mich einmal mit einer Welle übernommen. Ich war hineingesprungen und sie hatte mich umgerissen. In Wirklichkeit war ich nur kurz hin und her gewirbelt worden, ehe Papa mich erwischt und nach oben gezogen hatte. Aber für mich hatte es sich angefühlt, wie ein Kampf auf Leben und Tod – einer, in dem ich nicht die geringste Kontrolle besass. Danach hatte es mehrere Tage gedauert, bis ich wieder einen Fuss auf Meeresgrund gesetzt hatte. Doch letzten Endes

konnte ich einfach nicht anders; ich liebte das Meer, mitsamt seiner salzigen Wellen und kühlen Strömungen.

Und jetzt sitze ich hier und sehe durchs Fenster des Helikopters zu, wie es die letzten Hügelkuppen meiner Insel verschlingt, während mir eine salzige Träne übers Gesicht rinnt.